

Aus: Philipp Elhaus, Christian Hennecke, Gottes Sehnsucht in der Stadt.  
Auf der Suche nach Gemeinden für Morgen, Würzburg 2011, 163-184

## **Medard Kehl**

### **„Mach ein leichtes Zelt daraus – zur Architektur der Kirche von morgen“**

Der so anmutig klingende Titel meines Beitrags ist einem Liedvers aus dem evangelischen Gesangbuch entnommen. Es ist ein Gebetsruf: „Mach ein leichtes Zelt daraus“ - an Gott gerichtet, und das wohl auch mit vollem Recht. Denn schließlich ist ER der Architekt seiner Kirche. Und wir sind nur seine Bauleute, die immer wieder neu den mühsamen Versuch unternehmen, den Bauplan Gottes zu entziffern und dann beim Bauen nicht allzu viel davon zu verderben. Das ist schon viel, wenn das gelingt. Der Liedvers, der von Hans von Lehndorff aus dem Jahre 1968 stammt, lautet im Ganzen:

*„Komm in unser festes Haus, der du nackt und ungeborgen. Mach ein leichtes Zelt daraus, das uns deckt kaum bis zum Morgen; denn wer sicher wohnt vergisst, dass er auf dem Weg noch ist.“* Ein schönes Lied.

Es gibt nun ein vergleichbares Lied auch im katholischen Gotteslob, allerdings nach meinem Wissen wohl nur im Limburger Bistumsanhang. Dieses Lied ist eindeutig der Kirchenschlager unserer Studierenden seit 1993. Es wird regelmäßig bei den Verabschiedungen der Diplomanden gesungen, ja geradezu geschmettert. Denn dieses Lied ist ja auch explizit für das Priesterseminar St. Georgen in einer St. Georgener Messe zur Einweihung unse-

rer neuen Kollegs- und Seminarkirche 1993 gedichtet und komponiert worden, von Eugen Eckert und dem Kirchenmusiker Herbert Heine. Da heißt der Kehrvers: „*Wir haben hier keine bleibende Stadt, vielmehr die kommende suchen wir. Wir haben hier auch kein bleibendes Haus, aber ein Zelt, ein Zelt der Begegnung mit dir.*“ Dieses Lied singt sich so schön, aber die jungen Menschen, die bei ihrer Abschiedsfeier oder sonst bei verschiedenen Anlässen dieses Lied voller Hingabe singen, werden nach einigen Jahren pastoraler und praktischer Ausbildung in Gemeinden gesandt, die an alles andere mehr erinnern als an ein leichtes Zelt, das man schnell aufschlagen, schnell abbauen, wieder woanders aufschlagen kann. Und ich spreche da durchaus aus Erfahrung, eben nicht nur durch die vielen Jahre, wo ich in einer Landgemeinde bei Aschaffenburg in der Jugendarbeit und Bibelarbeit mitgeholfen habe. Jetzt bin ich seit einigen Monaten in einer Frankfurter Vorstadtgemeinde auch Pfarrverwalter. Das macht mir alles große Freude, es ist schön.

Im Vorfeld dieses Beitrages habe ich dann hin- und herüberlegt, was ich denn als Dogmatiker, der durchaus auch pastoral interessiert und engagiert ist, über ein so innovatives und kreatives Thema beitragen kann. Ich kenne mich zum einen etwas aus in einer theologisch interessierten Zeitdiagnose der letzten Jahre, gerade was die katholische Kirche in Deutschland angeht, und zum anderen, was das katholische Kirchenverständnis – zumal nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil – angeht.

Deswegen will ich im ersten Teil meines Beitrags etwas zu den Schwierigkeiten sagen, die meines Erachtens eine analoge Übertragung des church-

planting, das in der anglikanischen Kirche in England geschieht, auf die katholische Kirche hier in Deutschland so erschweren. Im zweiten Teil werde ich versuchen, quasi als Kontrapunkt, dennoch die Chancen für eine analoge Übertragung aufzuzeigen, die im theologischen Kirchenverständnis gerade des Zweiten Vatikanischen Konzils liegen und wohl auch noch immer nicht richtig in der Praxis entfaltet sind.

## **I. Teil:**

### **Drei Schwierigkeiten eines vergleichbaren church-planting in der katholischen Kirche hier in Deutschland.**

Diese Schwierigkeiten dürften die gleichen sein, die es auch den Neuen Geistlichen Bewegungen schwer machen, hier bei uns so richtig Fuß zu fassen und sich auszubreiten, gerade in den jüngeren Generationen.

#### **1. Die erste Schwierigkeit:**

Die katholische Kirche hierzulande erfüllt die weithin dominierenden Erwartungen an sie als eine **religiöse Dienstleistungsgesellschaft** noch immer erstaunlich gut. Was meine ich damit? Nun, etwa 85 bis 90 Prozent der getauften Katholiken, also die weitaus größte Zahl der Katholiken, die ich liebevoll die „treuen Kirchenfernen“ nenne, weil ich sie wirklich schätze, weil sie auch zu uns gehören durch die Taufe, nehmen zwar nicht regelmäßig am Gemeindeleben und an gottesdienstlichen Feiern teil; sie möchten aber doch ohne Bindung in Verbindung bleiben mit der katholischen Kirche. Das bedeutet, sie nehmen Dienste der Kirche für bestimmte Zwecke, zu be-

stimmten signifikanten Gelegenheiten gern in Anspruch. Und die Kirche kann diesen Ansprüchen vor allem durch ihre Haupt- und Ehrenamtlichen noch immer ohne allzu große Zumutungen an diese Menschen gerecht werden.

Da sind zum Beispiel die vielen sozialen, pädagogischen und karitativen Einrichtungen, die von so vielen Menschen genutzt werden, ganz egal, ob sie katholisch sind oder nicht, ganz gleich welche Bindung sie zur Kirche oder zum Glauben haben. Da sind die spezifisch religiösen und sakralen Dienste, die die Kirche anbietet, zum Beispiel an Weihnachten mit seinen Krippenfeiern, nachmittags und abends mit den Christmetten. Diese sind ja zum kulturellen Gemeineigentum geworden, so dass sie die Kirchen immer auf außerordentliche Weise füllen, sowohl auf katholischer wie auf evangelischer Seite. Wo man uns auch immer noch sehr viel Kompetenz zutraut, das ist das Gebiet der Eschatologie, also alle Dinge rund um Sterben, Trauern, Tote beerdigen, liturgische Abschiedsfeiergestaltung. Oder auch in der Kinder- und Jugendpastoral: Wenn die Eltern es wünschen, ganz unabhängig von ihrem Glauben und ihrer Stellung zur Kirche, werden ihre Kinder doch getauft und die Eltern etwas darauf vorbereitet. Die Kinder werden zur Erstkommunion geführt, schließlich auch zur Firmung, ohne dass davon in der Regel irgendeine nachhaltige Wirkung auf die konkrete Gemeinde zu erwarten ist. Auch für gut gestaltete Hochzeiten bietet der kirchliche Rahmen der Trauung einen würdigen Rahmen, auch wenn hier die Nachfrage doch ziemlich rasant zurückgeht. Gott sei Dank, kann ich da nur sagen. Denn jetzt sind die Betreffenden endlich einmal wirklich erwachsen und alt

genug, um für ein Sakrament auch eine eigene Entscheidung treffen zu können und nicht nur aufgrund des Wunsches der Eltern oder der Großeltern und in der Rücksicht auf sie; sie sind so ehrlich und geben durch ihr Wegbleiben zu, dass sie das, was ihnen im kirchlichen Trauversprechen vorgelegt wird, nicht ehrlich aussprechen und einlösen können.

Ich will das alles nicht abwerten oder unterbewerten; ich halte diese „kulturelle Diakonie“ für sinnvoll und unumgänglich. Aber wir müssen auch Folgendes klar sehen: Der großen Mehrheit der Getauften genügt dies alles an öffentlich bekundeter Christlichkeit und Kirchlichkeit. Natürlich wäre ich froh, wenn daraus mehr entstehen würde. Aber erst einmal nehme ich das so an.

Unsere Hauptamtlichen oder Ehrenamtlichen, ob das Priester sind, pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter oder Ehrenamtliche, sind mit all dem schon ganz gut ausgelastet. Es füllt zu einem nicht geringen Teil ihren pastoralen Alltag und so bleiben kaum Freiräume für neue Kirchenprojekte. Es ist immer die gleiche Frage, die Sie ja auch heute Mittag angesprochen haben oder in den Gruppen: Wer pflanzt solche neuen Formen von Kirche, wer kann das machen?

Zwar nimmt diese so genannte kulturchristliche Religiosität stetig ab, aber im Ganzen erweist sie sich doch – und auch das finde ich bemerkenswert und begrüßenswert – als recht zählebig, zumal sie ja auch von unserem Kirchesteuersystem effizient gestützt wird. Dieser Stil von Kirchlichkeit hat seit den 1980-er und 1990-er Jahren die Stelle eines volkskirchlichen Chris-

tentums übernommen, dem man damals nach dem Konzil ein baldiges Ende vorausgesagt hat, was Gott sei Dank nicht eingetroffen ist. In vielen Regionen erhält sich das alte, traditionelle katholische Volkskirchentum, zeigt es sich als erstaunlich modernitätsresistent; es erlebt in vielen Bereichen sogar eine Renaissance, etwa im Wallfahrts- und Pilgerwesen, in Prozessionen oder in der sakramentaler Anbetung. Zusammen mit den Gläubigen, die die Kirche als religiöse Dienstleistungsgesellschaft betrachten, bildet diese eher traditionell geprägte Gruppe wohl die größte Gruppe derer, die zu uns gehören und irgendwie auch gehören wollen. Sie sind relativ zufrieden, wenn wir eine gute, qualitätsvolle Pastoral an ihnen leisten und ihren Erwartungen entsprechen. Mehr erwarten sie nicht von der Kirche.

Die zweitgrößte Gruppe stellt die sogenannte **Kerngemeinde** dar; also die etwa 5 bis 15 Prozent aller Getauften, die mehr oder weniger regelmäßig am kirchlichen Leben der Gemeinden teilnehmen und es auch weithin ehrenamtlich mittragen. Für sie ist die Ortsgemeinde noch immer die Basisgröße von Kirche. Kirche verbinden sie deswegen mit dem Leben und Tun in einer Gemeinde, was ja bei der erstgenannten Gruppe eher selten der Fall ist. Diese 5 bis 15 Prozent bilden die „treuen Kirchennahen“; und davon leben wir am meisten. Wenn ich meine Pfarrei anschau: ich wäre völlig aufgeschmissen, wenn es diese Leute nicht gäbe, die etwas mittragen. Man muss allerdings auch wahrnehmen, dass diese Menschen in der Regel über 60 Jahre alt sind. Auch von dieser Gruppe her wird also verständlich, warum das Bedürfnis nach einer neuen Gestalt von Kirche etwa in Form experimenteller Projekte nicht sonderlich stark ausgeprägt ist. Die meisten unse-

rer aktiven Mitglieder unserer Gemeinden leiden eher daran, dass das herkömmliche pastorale Angebot an Gottesdiensten und sonstigen gemeindlichen Veranstaltungen aus finanziellem und personellem Mangel heraus nicht mehr so reichhaltig wie bisher präsentiert werden kann. Weder kann alles in der eigenen Kirche vor Ort angeboten werden, noch gar zu denselben Zeiten, die man jahrzehntelang gewohnt war. Das sind wohl die eigentlichen Leiden, die die gegenwärtige Situation der Kirche in unseren Kerngemeinden hervorruft und so viele Diskussionen mit sich bringt.

Dann gibt es als dritte Gruppe jene Gläubigen, die mit der herkömmlichen Form des Gemeindelebens nicht mehr so zufrieden sind; das ist gerade in den jüngeren und mittleren Generationen der Fall. Sie machen sich darum schon seit vielen Jahren auf die Suche nach „spirituellen Tankstellen“ – wie Christian Hennecke das nennt – oder, wie Bischof Joachim Wanke es ausdrückt: nach „**Lebenshilfegruppen im Glauben**“. Gemeint sind (in meiner Sprache) die „kommunikativen Glaubensmilieus“, z. B. in Bibelgesprächskreisen, in Familienkreisen, in Gebetskreisen, in geistlichen Gemeinschaften, in geistlichen Zentren oder in Bildungshäusern. Hier werden diese Gläubigen fündig, diese spirituellen „Pilger und Neo-Konvertiten“, die von einer oberflächlichen Gläubigkeit in die Tiefe dringen wollen. Sie sammeln sich vorwiegend in städtisch geprägten Lebensräumen; das ist uns ja auch vertraut und das sind wirkliche Hoffnungszeichen.

Und schließlich gibt es noch eine vierte Gruppe, der auch das noch nicht reicht; denen diese Weise, sich irgendwo spirituell und religiös zu revitalisieren, noch viel zu individuell und zu punktuell ist, zu wenig in ihrem konkre-

ten, unmittelbar erfahrbaren Lebensraum verwurzelt. Diese Gläubigen versuchen daher in Analogie zu den Basisgemeinden oder zu den Kleinen Christlichen Gemeinschaften der südlichen Kontinente auch bei uns Kirche im Nahbereich, Kirche vor Ort zu bauen, Kirche für neue Zielgruppen zu gestalten. Beispiele dafür sind vielleicht die Jugendkirchen, die Katechumenatsgruppen für Erwachsene oder Gruppen für Firmlinge, die nach dem Fest weiter zusammen bleiben wollen. All das sind allerdings meist noch sehr zarte Pflänzchen einer neuen „**Ekklesiogenese**“.

Dennoch dürften sie zusammen mit verschiedenen geistlichen Bewegungen wohl die geeignetsten Brückenköpfe für so etwas wie ‚church-planting‘ sein, oder wie man es auch immer nennen mag. Spüren sie doch am deutlichsten, dass unser jetziger dominanter Stil von Kirchesein, also Kirche im Stil einer religiösen Dienstleistungsgesellschaft oder im Stil zunehmend kleiner werdender, überalterter und darum zu größeren pastoralen Räumen zusammengelegter Gemeinden, wohl in spätestens 15 bis 20 Jahren viel zu schwach, viel zu wenig missionarisch ausstrahlend sein wird, um den christlichen Glauben in seiner kirchlichen Gestalt als eine attraktive Alternative zum sich immer mehr ausbreitenden Agnostizismus in unserer Kultur aufscheinen zu lassen – also auch interessant und anziehend für „religiös un-musikalische“ Zeitgenossen, wie man heute den eigenen Unglauben gern umschreibt. Vermutlich wird dieser gängige Stil des Kircheseins auch kaum als klare Alternative zu einem esoterisch-naturmystisch angehauchten Weltanschauungsmix wahrgenommen, der zwar immer noch großen Zulauf verzeichnet, aber doch wenig Zugang bietet zu einem personalen und in-

karnatorischen Gottesverständnis, zu einem Gott also, der Mensch geworden ist, der sich ein Volk gesammelt hat und in einem Volk lebt und präsent sein will, der sein Heil für die Welt mithilfe dieses Volkes, dieser Kirche verbreiten will. Von daher scheint mir das, was wir heute gehört haben, schon ein Weg zu sein, der unseren Blick in die Zukunft öffnet, der mit viel Liebe und Fantasie gepflegt werden muss, damit er wirklich als eine Alternative zu dem erscheint, was Menschen heute so attraktiv finden im spirituellen, philosophischen und weltanschaulichen Bereich.

## **2. Eine zweite Schwierigkeit bei dem Versuch, church-planting nach hier zu übertragen:**

Die katholische Kirche im gesamten deutschsprachigen Raum – ich sage das deshalb, weil ich die Kirche in der Schweiz über die „Arche“ auch ganz gut kenne – ist noch immer sehr stark auf die **Hauptamtlichen als die eigentlichen Träger von Kirche** ausgerichtet. Das prägt die kirchliche Mentalität der meisten katholischen Gläubigen, vielleicht auch der evangelischen Gläubigen hierzulande. Es gibt eben eine starke, jahrhundertealte und kirchlicherseits ja auch gepflegte Fixierung zunächst auf den Priester und Pfarrer, inzwischen aber auch auf seine hauptamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Ihnen in der Pastoral zu helfen und ehrenamtlich mitzuarbeiten, dazu sind Gott sei Dank viele Menschen immer noch bereit. Aber sich eine eigene Kompetenz für den Aufbau der Kirche zuzugestehen, wie es die Konzilskonstitution Lumen Gentium 32 ja allen Gläubigen zuspricht, und auch eine eigene Verantwortung zu übernehmen, natürlich mit entspre-

chender Entscheidungskompetenz, das trauen sich doch, so meine ich, erst relativ wenige Gläubige bei uns zu. Diese Mentalität aufzubrechen und einen Bewusstseinswandel etwa in Richtung auf so etwas wie church-planting oder Basisgemeinden oder Kleine Christliche Gemeinschaften vor Ort herbeizuführen, das scheint mir außerordentlich schwierig zu sein. Denn auch unsere Priester und die pastoralen Mitarbeiter sind ja größtenteils selbst von diesem Bewusstsein geprägt. Und trotz aller Appelle an die Ehrenamtlichkeit kennen ja selbst von den Hauptamtlichen, Diakonen und Priestern die wenigsten eine andere kirchliche Sozialform als die, in der wir groß geworden sind, in der wir täglich agieren, also unsere normalen Gemeinden mit ihren Diensten. Von daher ist da auch eine konkrete Imagination, eine Anschauung dessen, was vielleicht kommen könnte oder sollte, recht schwierig.

Es steht darum zu befürchten, dass bei den anstehenden großflächigen Zusammenführungen von bisher noch relativ selbständigen Gemeinden zu großen Pfarrverbänden bis hin zu Fusionen großer Pfarreien mit der Zeit ganze Regionen vor allem auf dem Land kirchlich allmählich veröden, weil eben keine Hauptamtlichen mehr vor Ort sind oder erreichbar sind. Es sei denn, es gelingt dem an einem zentralen Ort angesiedelten Pastoralteam, bei den Gläubigen vor Ort die entsprechenden Begabungen und Charismen zu entdecken, zu wecken und zu fördern, damit sie sich dazu befähigt erfahren, an ihrem Ort Kirche im Nahbereich lebendig zu erhalten - wie auch immer, in welcher Form auch immer, ob mehr im diakonischen Bereich oder im gottesdienstlichen Bereich oder in der Pflege von katholischem Brauch-

tum. Das wird die entscheidende Herausforderung der Priester und pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Zukunft hier bei uns sein: Den Gläubigen nicht möglichst viel an pastoralen Aufgaben abzunehmen und sie zu entlasten, sondern sie subsidiär, Schritt für Schritt in den Stand zu setzen, kirchliches Leben vor Ort lebendig zu halten, ob in traditionellen oder ganz neuen oder Mischformen eines kirchlichen Lebens. Dazu dürften solche Studienreisen nach England oder anderswohin, wo solche Erfahrungen in neuen kirchlichen Experimentierfeldern gemacht werden können, sehr hilfreich sein. Ich empfinde sie auch für mich persönlich, meine Ekklesiologie und meine Pastoral als eine echte Herausforderung; Was nützen schöne Worte, Vorträge oder Lektüre: die Imagination wird ja nur durch Erfahrung angeregt, durch das was man selber gesehen hat. Von daher kann ich nur dazu ermutigen, diesen Austausch auch von katholischer Seite her noch mehr zu pflegen, ohne dabei jetzt der Illusion zu huldigen, dass man das jetzt einfach so übernehmen oder übertragen könnte. Aber man kann vielleicht doch das Visionäre erahnen, das in der anschaulichen Erfahrung steckt.

Ich möchte diesen Abschnitt schließen mit einem Zitat von Bischof Joachim Wanke. Er hat im September 2009 in „Christ in der Gegenwart“ einen Artikel über die Kirche geschrieben. Da zeigt er im zweiten Teil einige Hoffnungszeichen und Hoffnungsperspektiven auf. Die ersten nennt er so: *„Ich habe diese Vision: Die katholische Kirche in Deutschland wird eine Kirche der Ehrenamtlichen sein oder sie wird nicht mehr sein.“* Das ist das Wort von Rahner von dem Christ als Mystiker, übertragen auf die Kirche. „Ich

meine mit Ehrenamtlichkeit freilich nicht allein die auch bisher bekannte, ja unentbehrliche Mitarbeit Nicht-Hauptamtlicher; ich meine Ehrenamtlichkeit in voller, eigenständiger Verantwortung, so weit das unser kirchliches Selbstverständnis zulässt. Ich meine eine Ehrenamtlichkeit, die sich selbst zur Seelsorge am Mitmenschen berufen weiß.“ Soweit zu der zweiten Schwierigkeit.

### **3. Die dritte Schwierigkeit der Übertragung:**

Hier spreche ich einen neuralgischen Punkt an:

Die katholische Kirche leidet häufig an einem **Vertrauensdefizit**, nicht einmal unbedingt auf den Heiligen Geist, wohl aber aufeinander. Dazu nur ein kleines Beispiel: Wenn es zutrifft, was ich eben als die zukünftige Hauptaufgabe aller Hauptamtlichen der Kirche bezeichnet habe, dann kann man seine Zeit und seine Kraft nicht damit verschwenden, unter den Hauptamtlichen selbst Gräben des Misstrauens auszuheben. Etwa in der Form, dass den hauptamtlichen Laien mancherorts von kirchenamtlicher Seite der Titel ‚Seelsorger‘ oder ‚Seelsorgerin‘ abgesprochen wird und dieser Titel, wie vor dem Konzil, nur dem Priester vorbehalten wird, eben wegen ihres sakramentalen Dienstes. Das sind in meinen Augen völlig überflüssige, ja kränkende Scharmützel, die die Atmosphäre verderben und den Ernst unserer kirchlichen Situation verkennen. Eine Grundvoraussetzung dafür, dass wir dem unausweichlichen Wandlungsprozess unserer Kirche in den nächsten Jahrzehnten einigermaßen gewachsen sind, ist das Vertrauen; das Ver-

trauen sowohl auf den Geist Gottes als auch aufeinander als Geisterfüllte; das Vertrauen darauf, dass dieser Geist weht, wo er will, oft genug auch über kirchlich eingespielte und normierte Rollenmuster hinweg. Ob gläubige Menschen in den Gemeinden oder sonstwo mit ihren verschiedenen Charismen den Mut aufbringen, sich auf neues Kirchenterrain vorzuwagen, hängt eben sehr davon ab, ob es ihnen auch zugetraut wird, gerade auch von Seiten unserer Amtsträger.

Viele der neuen geistlichen Gemeinschaften geben uns da ja ein gutes Beispiel, wie das kirchliche Amt seinen Dienst der geistlichen Leitung, der Verkündigung und der sakramentalen Heiligung vollziehen kann und dabei doch zugleich auf wohltuende, unklerikale Weise integriert ist in die gemeinsamen Glaubens- und Lebensvollzüge der jeweiligen Gemeinschaften. Der frühere Augsburger Pastoraltheologe Hanspeter Heinz hat einmal einen guten Begriff geprägt: Er spricht von der Notwendigkeit einer „Vertrauensspirale“ in unserer Kirche, zumal zwischen Amtsträgern und den anderen Gläubigen. Darunter versteht er – jetzt ein kleines Zitat – einen „positiv sich verstärkenden Regelkreis aus Vertrauensvorschuss“ (von Seiten der Gläubigen dem Amt gegenüber, dass es vom Geist erfüllt ist, dass es ein geistliches Amt ist, das zum Wohl der Kirche entscheidet und handelt) „und Machtaskese“ (eben von Seiten des Amtes den Gläubigen gegenüber, worin sich eben der Vertrauensvorschuss von amtlicher Seite her ausdrücken sollte, dass auch hier sich geisterfüllte Menschen zum Wohl der Kirche einsetzen und einbringen). Zu einem solchen Klima einer „Vertrauensspirale“ kann jeder einzelne Gläubige an seinem kirchlichen Ort beitragen, ob als

Priester oder Diakon, als Hauptamtlicher in der Pastoral, als Mitarbeiter oder Mitarbeiterin, ehrenamtlich oder einfach so Beteiligter; es braucht dieses gegenseitige Sich-Zutrauen und Vertrauen, dass hier der Geist Gottes spricht. Ich denke, damit wäre schon eine sehr wichtige Voraussetzung geschaffen für neue Wege in der Kirche.

## **II. Teil:**

### **Chancen und Perspektiven aufgrund des Kirchenbildes des 2. Vatikanischen Konzils**

Die Frage lautet: Welche Möglichkeiten für ein Verständnis und eine Praxis von Kirche in Richtung dessen, was wir heute gehört und gesehen haben, bieten uns die neuen oder neu entdeckten Aspekte des Kirchenbildes des Zweiten Vatikanischen Konzils? Ich möchte in zwei Schritten einige diesbezügliche Stichworte in Erinnerung rufen, aber auch auf unser Thema hin aktualisieren.

#### **1. Der erster Schritt: Das communiale Kirchenbild.**

In den Anfangskapiteln von *Lumen Gentium* zeichnet das Konzil kein traditionell „christokratisches“ Kirchenbild mehr – „christokratisch“ meint: Die Kirche in Form einer Pyramide von „Stellvertretern“: Christus, das Haupt, der Papst als sein Stellvertreter, die Bischöfe als dessen Stellvertreter in den Ortskirchen, die Priester als deren Stellvertreter in den Pfarreien und dann schließlich unten noch das Volk, die Laien –, sondern es zeichnet bewusst ein trinitarisches oder communiales Kirchenbild; und dieses gründet

eben auch nicht in einem pyramidalen, sondern einem communalen Gottesbild: Gott hat sich uns offenbart als Beziehungsgeschehen sich wechselseitig verschenkender Liebe: Vater, Sohn und Geist. Darum versteht sich die Kirche im Konzil als Bild, als Sakrament, als Ikone dieser Communio des dreieinen Gottes, und darum kann es Einheit in der Kirche analog zur Dreieinigkeit Gottes – nur in der Vielfalt liebender Beziehung geben, die sich gerade in ihrer Verschiedenheit bestärken und nur so miteinander verbinden. Das ist der trinitätstheologische Grund des Kirchenverständnisses im Zweiten Vatikanum. Und darum versteht sich die katholische Kirche auch endlich wieder als „Gemeinschaft von Kirchen“; gemeint sind die bischöflichen Ortskirchen, die Bistümer. Der Plural „die Kirchen“ hat darum sowohl innerkatholisch wie auch für die Ökumene wieder Hausrecht in der katholischen Ekklesiologie erhalten. Und dieser Plural ist inzwischen theologisch wie praktisch über die Bistümer, über die bischöflich geleiteten Ortskirchen hinaus auf die Ortsgemeinden, auch auf Personalgemeinden ausgeweitet worden. Es ist heute Konsens, dass eine Pfarrei sich als Gemeinschaft von Gemeinden und Gruppierungen versteht und die Gemeinden vor Ort wiederum noch einmal als Gemeinschaft von Gruppen und Zellen.

Nach allem, was sich im Augenblick in den weltweiten kirchlichen Entwicklungsprozessen tut, ist diese **voranschreitende Pluralisierung** des Kircheseins noch längst nicht am Ende. Das ist kein leichter Lernprozess für die katholische Kirche, weil sie doch immer gerne Einheit mit Uniformität verwechselt. Wenn unsere Kirche im Prozess der Globalisierung und Mo-

dernisierung der Kulturen ekklesiologisch nicht nur ein Kontrastprogramm anbieten will, muss sie den Mut zur Bejahung ständig weiter gehender innerkatholischer wie ökumenischer Pluralisierung aufbringen. Es geht natürlich nicht um Pluralisierung um ihrer selbst willen; Pluralisierung ist zunächst einmal ein formaler und inhaltsleerer Begriff. Es geht um eine Pluralität, in der sich die eine katholische Kirche in ihrer gewachsenen Identität auf vielfache Weise wiederfinden kann. *Communio* besagt ja nicht einfach ein Nebeneinander oder ein Haufen von verschiedenen kirchlichen Sozialformen. *Communio* meint ja gerade ein Zueinander und ein Miteinander der verschiedensten Gemeinden, Gemeinschaften und Gruppierungen, damit sie sich selbst ineinander wiederentdecken können als die **eine universale Kirche**. Das stellt natürlich hohe Anforderungen an den päpstlichen, bischöflichen und priesterlichen Einheitsdienst. Aber das bloße Pochen auf Autorität und Gehorsam, auf Tradition und Recht wird sich in Zukunft noch mehr als Sackgasse erweisen, eben als pure Verweigerungshaltung gegenüber den Zeichen der Zeit. Stattdessen wird mit dem Vertrauen auf den Heiligen Geist ein Weg zu beschreiten sein, der zu einer **partizipativen Kirchenentwicklung** führt. Das bedeutet: Kirche durch Teilhabe, also ein Weg, der von der Bereitschaft getragen ist, mit vielen gläubigen Menschen gemeinsam den Weg in die Zukunft zu gehen, wo auch immer sie kirchlich verortet sind, auch mit den treuen Kirchenfernen. Dechant Bernd Gallusche aus dem Bistum Hildesheim hat z. B. in Hannover-Ost bei seinem Pilotprojekt, durchaus auch solche Christen in sein Team mit hinein genommen, um zu erkunden, was machbar ist an diesem konkreten Ort; beteiligt waren

also nicht nur Leute, die schon in Pfarrgemeinderäten und anderen Ausschüssen lange erprobt und vielleicht auch ermüdet und erschöpft waren.

Dieses partizipative Kirchesein wird uns dann auch wieder zu neuen **syno-  
dalen Prozessen** herausfordern. In ihnen werden sicher nicht einfach die Diskussionen der 60-er und 70-er Jahre des letzten Jahrhunderts neu entfacht werden können. Es werden wohl eher geistliche Prozesse der Unterscheidung sein, also mehr im Stil von gemeinsamen Exerzitien. So stelle ich mir das auch in der Gemeindeentwicklung oder für pastorale Räume vor, dass das von der Not geforderte Zusammenwachsen einen starken geistlichen Akzent bekommt, eben von den Exerzitien her, also in Form einer geistlichen gemeinsamen Unterscheidung. Dazu gehört dann viel Gebet, viel Stille, viel Ruhe zum Hören, Anhören und Austauschen, bevor man dann diskutiert.

Es wird eben vor allem darum gehen, dass bewusst und gemeinsam nach dem Willen **Gottes** für die Zukunft der Kirche gesucht wird, zusammen mit allen, die daran interessiert sind. In solchen gemeinsamen geistlichen Prozessen spricht sich wohl am deutlichsten das Vertrauen der Kirche auf den vom Konzil her wieder entdeckten *sensus fidelium* aus, also auf das geistgewirkte, geistliche Gespür aller Glaubenden für die Wahrheit des Glaubens und zugleich für die Zeichen der Zeit, in die hinein ja diese Wahrheit verkündet werden soll. Was nützt die schönste Wahrheit, wenn sie nicht mehr verkündet, wenn sie nicht mehr verstehbar und anziehend zur Sprache gebracht werden kann. Diesen *sensus fidelium* kann man nur pflegen,

wenn man wirklich gemeinsame geistliche Prozesse wagt, auf denen dann die konkreten Planungen aufbauen können.

## **2. Der zweite Schritt: Die Wiederentdeckung des gemeinsamen Priestertums aller Glaubenden.**

Im katholischen Sprachgebrauch sprechen wir gewöhnlich nicht vom allgemeinen, sondern vom gemeinsamen Priestertum, eben um den Gedanken der *Communio* als Wesenselement von Kirche zu unterstreichen. Ich kann jetzt nicht die ganze konziliare Theologie dieses Begriffs vor Ihnen ausbreiten; ich setze sie – jedenfalls bei den Katholiken – als bekannt voraus. Nur so viel möchte ich noch in Erinnerung rufen, weil es heute wieder leicht vergessen wird: Dieser Begriff ist für das Konzil das hermeneutische Vorzeichen vor der klassischen katholischen Unterscheidung zwischen Klerus und Laie. Diese Unterscheidung gibt das Konzil nicht auf, aber es relativiert sie, indem es sie in den Kontext einer grundlegenden Gemeinsamkeit des Christseins und der Verantwortung für den Aufbau des Leibes Christi stellt (Lumen Gentium 32). Das Konzil kennt eben **zwei verschiedene Begriffspaare**: Erstens das Zueinander von **gemeinsamem Priestertum** aller Glaubenden, auch der Amtsträger (fundamental gegeben durch Taufe, Firmung und Eucharistie) und dem Priestertum des sakramental **geweihten Dienstes**, des „hierarchischen Priestertums“ (Lumen Gentium 10), das innerhalb des grundlegenden gemeinsamen Christseins und Priesterseins einen besonderen, unverzichtbaren Dienst am gemeinsamen Priestertum aller ausübt. Wie Augustinus sagt: *Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich*

*Bischof*. Oder wie es Pater Alois Grillmeier, ein Lehrer von mir, der selbst im Konzil war und an diesem Dokument mitgearbeitet hat, uns auf eine sehr einleuchtende Weise erklärt hat, warum es auch das Priestertum des Dienstes, das geweihte Priestertum geben muss, nämlich im Sinn eines alten, weisen, lateinischen Sprichworts: „*Was gemeinsam besessen wird, wird auch gemeinsam vernachlässigt.*“ Wer in einer Ordensgemeinschaft oder einer anderen Gemeinschaft lebt, kann die Wahrheit dieses Spruches sehr gut nachvollziehen. Es muss Verantwortliche für etwas geben. Und das ist - schlicht gesagt - eine praktische Sinnggebung, in der katholischen Kirche für das Priestertum des Dienstes, das auch sakramental verliehen wird, weil Kirche sich selbst als Sakrament versteht. Darum ist es theologisch angemessen, dass der Dienst, der für die Einheit, für die Existenz und das Funktionieren des gemeinsamen Priestertums notwendig ist, auch als sakramental geweihtes Priestertum darin tätig ist.

Das **zweite** nachgeordnete Begriffspaar stellt Laien und Klerus einander gegenüber. Es wird im Konzilstext eher selten gebraucht. Im dritten Kapitel von *Lumen Gentium* wird der Unterschied zwischen diesen beiden verschiedenen, sich nicht überlappenden Lebensformen oder Berufungen der Kirche beschrieben. Nach meinem Eindruck hängen viele Auseinandersetzungen und Schwierigkeiten, die wir im Augenblick in unserer Kirche haben, damit zusammen, je nachdem welches dieser beiden Begriffspaare die leitende Perspektive liefert für unser Kirchenbild und unser Rollenverständnis in der Kirche: Ist es mehr das erste, das stärker die Gemeinsamkeit und darin das Besondere betont oder ist es mehr das zweite, das stärker den

Unterschied zwischen Klerus und Laien hervorhebt? Das hat durchaus konkrete Konsequenzen.

### 3. Aktuelle Konsequenzen aus diesen theologischen Überlegungen:

a) Das erste und grundlegende Begriffspaar (gemeinsames und sakramental geweihtes Priestertum) erweist sich deswegen als das zukunftssträchtigere, weil es der gegenwärtigen Situation der Kirche **realistischer** und mit mehr **Vertrauen** auf das Kirche bauende Wirken des Heiligen Geistes in allen Gläubigen ins Auge schauen kann. Nur unter dieser Voraussetzung wird die Bereitschaft, der Mut und die Befähigung zum Experimentieren wachsen können; das dürfte uns allen an diesem Tag klar geworden sein: Die Kirche wird in Zukunft nicht nur vielgestaltiger, sondern auch experimentierfreudiger sein müssen, ohne dabei einfach alles zur Disposition zu stellen. Es braucht natürlich auch in Zukunft die ekklesiale „Grundform“, die uns von der Tradition, also u. a. von der Heiligen Schrift her und der Kirche der ersten Jahrhunderte her, vorgegeben ist. Aber dieser Grundriss ist so weit, dass da viele verschiedene Wohnungen, Zimmer, Räume oder Zelte aufgeschlagen werden können, in denen diese gemeinsame Vorgabe auch aktualisiert und konkretisiert wird. Die Kirche braucht also keine Angst zu haben, experimentierfreudiger zu sein, gerade hier in unserer westlichen Kultur mit den vielen verschiedenen Milieus. Das bedeutet zugleich für den Aufbau von neuen Gruppierungen, Grüppchen, Zellen etc. auch ein mehr induktives, erfahrungsbezogenes und nicht bloß deduktives, aus traditionellen Vorgaben sich speisendes Vorgehen, was seinerseits auch wieder

den nötigen Mut zum Risiko, ja auch zum Scheitern des neu Versuchten erfordert, ebenso wie den nicht weniger nötigen Mut zum Loslassen, zum Sterbenlassen des Altvertrauten.

b) Im Unterschied zu den traditionellen Kennzeichen der **Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft** – wie die regelmäßige Teilnahme an den Vollzügen der Kirche, dass man die Normen teilt und übernimmt oder die aktive Mitgliedschaft in verschiedenen kirchlichen Gruppierungen – wird das grundlegende Kennzeichen der Zugehörigkeit zu neueren Gemeinschaftsformen wohl eher darin liegen, dass sich die Einzelnen **wechselseitig** und ausdrücklich ihres Glaubens, des persönlichen wie des gemeinsamen Glaubens, vergewissern. Sie werden einander erzählen, einander befragen, aber auch einander helfen, um vom Nicht-glauben-Können zum Glauben-Können zu kommen. Sie werden den Schritt wagen, damit auch auf Katechumene zuzugehen oder Menschen, die sich einfach für Glauben interessieren. So werden sie langsam zu einer Gemeinschaft ganz neuer Art zusammenwachsen. Die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu - Léger spricht von der „Validation mutuelle“, also einer wechselseitigen, gegenseitigen Vergewisserung im Glauben, die nicht nur von einer Seite ausgeht, sondern untereinander wachsen kann. Das ist sicher eine aktuelle Weise, das gemeinsame Priestertum aller Glaubenden zu praktizieren.

Wir kennen diese mehr expressive Form der Zugehörigkeit zur Glaubensgemeinschaft bereits von den Neuen Geistlichen Gemeinschaften, aber auch von Bibel-, Gebets-, Glaubens- und Gottesdienstkreisen her. Was dieses Merkmal besonders wichtig für die Zukunft der Kirche sein lässt, ist,

dass die Menschen hier miteinander lernen, jenseits aller theologischen und pastoralen Professionalität wieder **auskunftsfähig** zu werden über den christlichen Glauben. Das tun sie erst einmal für sich selbst und füreinander; dann aber auch nach außen hin, zumal für die nachwachsende Generation. Kinder und Jugendliche bekommen oftmals keinen rechten Zugang mehr zu unserem Glauben, weil die Eltern darüber nicht mehr auskunftsfähig sind. Denn viele Gläubige haben die tiefgreifenden Veränderungen in der theologischen Glaubensreflexion der letzten Jahrzehnte nicht so mitbekommen (trotz aller theologischen Erwachsenenbildung!), dass sie sie in die eigene Sprache übersetzen könnten. Hier müssten wieder neue Wege gesucht werden, um die Menschen im Glauben sprachfähig zu machen. Der große Mangel unserer Kirche an missionarischem Elan dürfte sicher auch von diesem gravierenden Defizit herrühren.

Um diese Fähigkeit auf breiter Basis neu zu gewinnen, sich also auf allen kirchlichen und gemeindlichen Ebenen der **katechumenalen** Herausforderung der Kirche ernsthaft zu stellen und als glaubwürdige Zeugengemeinschaft in den Blick suchender, interessierter Zeitgenossen zu geraten, dazu könnten die neuen Formen des Kirche-Pflanzens, Kirche-Bauens oder wie man es nennen mag, in der Tat auf Dauer ein unentbehrliches „Zeichen und Werkzeug“ (Lumen Gentium 1) sein.

Soweit meine Ausführungen. Zum Schluss möchte ich Ihnen noch ein schönes Wort des frühen Karl Rahner mitgeben, das mich schon lange tröstet und womit ich auch andere hoffentlich trösten kann. Es stammt aus dem Jahr 1950, als Rahner gerade 46 Jahre alt war. Der Text ist eine Meditation

über die Perikope Matthäus 8, 23 ff, also über den Seesturm, den Rahner auf die Kirche seiner Zeit bezieht und der auch 60 Jahre später nichts von seiner geistlichen Aktualität verloren hat. Daraus einige Abschnitte:

„Seit den ältesten Zeiten der Kirchenväter hat man in dieser Perikope Mt 8,23-27 ein Bild des Schicksals der Kirche gesehen. Das Schiff der Kirche fährt mit dem Herrn über das Meer der Zeit und der ewig unruhigen Geschichte, bis es endlich landet am festen Gestade Gottes und seines ewigen Lebens. Es ist des Herrn Schiff, seine Fahrt und sein Schicksal. Er aber schläft. Damals und heute bringen es seine Jünger nicht fertig, diesen Schlaf anders zu empfinden als ein Zeichen seiner bleiernen Müdigkeit und seiner Unempfindlichkeit für ihr Schicksal. Wie kannst du schlafen, wenn wir am Untergehen sind? Er schläft im Schiff der Kirche. Der Sturm aber rast und bei nüchterner Berechnung muss das kleine Schiff untergehen. Die Jünger werden gereizt über so viel unangebrachte Ruhe. Wie kann man, das Kissen gemütlich unter den Kopf geschoben, schlafen, wenn sie am Zugrundegehen sind? (.....)

Die guten Jünger im Schiff der Kirche sind auch heute noch nervös und gereizt. Sie scheinen allen Grund dazu zu haben. Der Sturm der Geschichte ist immer noch im Wachsen. Das Schiff ist schwach (von lauter Nieten zusammengehalten, so grollen die wachen Jünger). Wenn sie den Meister wegen des Schlafs nicht mehr schelten können, so werfen sie ihren Mitknechten im Schiff umso grimmiger Schlafmützigkeit und noch Ärgeres vor. Sie meinen, das Schiff, seine Besatzung und Passagiere seien selber schuld, dass ihnen der Sturm so böse mitspielt. Mit einem anderen (pasto-

ralen, kirchenpolitischen, dogmatisch-theologischen) Kurs würde man besser fahren und hätte so stürmische Zonen der Geschichte vorsichtig umfahren können. Es ist wahr: Es wird viel geschlafen, zu Unrecht aus Trägheit und Stumpfheit geschlafen auf dem Schiff der Kirche im Sturm. (.....)

Aber sind nicht die guten Knechte (heute würde man hinzufügen: und Mägde) des Herrn an Deck des Schiffes nicht manchmal auch zu nervös? Meinen sie nicht oft zu schnell und im letzten irrig, der Sturm wäre keine Bedrohung des Schiffes mehr, wenn an Bord nur alles in Ordnung wäre?

Durch Schreien und gegenseitige gereizte Vorwürfe wird der Sturm nicht beschwichtigt. Auch nicht durch überraschende Vorschläge eines anderen Kurses. Der Sturm gehört zur Fahrt der Kirche durch die Geschichte. Friedliche Stille hat sich hinterher allemal als die gefährlichste Zeit der Kirche herausgestellt. Es wurde dann noch mehr geschlafen als sonst.

Nur der soll die Kirche bessern wollen, der sich über den Sturm nicht wundert und seine Hoffnung auf nichts Irdisches setzt. (...) Nur dann hat er den sicheren Blick und die ruhige Hand, richtig an der Besserung der Zustände an Bord für seinen Teil zu wirken. Wir alle dürfen uns nicht wundern, wenn im Sturm geschrien und geschlafen wird. Beides ist menschlich. Das eine oder das andere tun wir selbst auch. Vielleicht beides abwechselnd. Das Schiff aber fährt weiter. Immer ist es am Untergehen, wird vielleicht immer voller von dem bitteren Wasser des Weltmeeres, seine Lage wird immer kritischer werden. Auf's Ganze gesehen: Es ist das vorausgesagt von der Schrift selbst, (eben der Offenbarung des Johannes). Aber es fährt doch weiter, es geht nicht unter, mögen noch so viele von seiner Besatzung

weggerissen werden oder aussteigen. Der Sturm wird erst aufhören, wenn das Schiff am Gestade der ewigen Ruhe anlegt. Es wird dorthin mitbringen allen wahren Ertrag der Geschichte dieser Zeitlichkeit. Auch uns und unser Leben, wenn wir – trotz Schlafes und Schreiens – glauben an den Herrn, der im Schiff der Kirche die Fahrt durch die Weltgeschichte macht voll göttlicher Ruhe“.

Von dieser göttlichen Ruhe wünsche ich uns allen ein gutes Stück.